

Zeitschrift: Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern
Band: 45 (1960)
Heft: 1-2: Geschichte Berns : der Untergang des alten Bern 1789-1798

Artikel: Geschichte Berns. Teil IV, Der Untergang des alten Bern 1789-1798
Kapitel: Bern zu Beginn der französischen Revolution
Autor: Feller, Richard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-371064>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

I. KAPITEL

Bern zu Beginn der französischen Revolution

1. Die Stimmung

Das alte Bern sah dem Ende seines sechsten Jahrhunderts gelassen entgegen. Der Gesichtskreis ringsum verhiess Ruhe und Sicherheit. Keine Gefahr, kein Verdacht, keine Drohung schien das europäische Einvernehmen zu stören. Zwar tauchten in der Ferne einige Trübungen auf. Die Kolonien Nordamerikas hatten sich gegen Englands Herrschaft erhoben und in den gebietenden Kreisen Berns warme Teilnahme gefunden. Hier gefiel es, dass das unumschränkte Königtum Frankreichs den Kolonien zur Freiheit verhalf. In Paris wie in Bern fühlte man nicht, in welch tückischem Sinn die eigene Sache jenseits des Meeres bewegt wurde. Es war einer jener Augenblicke, da weder die Nächstbeteiligten, geschweige die Fernstehenden zwischen den vermeinten und den unausweichlichen Notwendigkeiten unterscheiden konnten. In den Niederlanden erhoben sich 1787 Unruhen zwischen dem Generalstatthalter und dem Bürgertum, die von Frankreich genährt und von Preussen mit Waffengewalt unterdrückt wurden. Bern gab seinen beiden Soldregimentern, die dort standen, den Befehl zu genauer Unparteilichkeit im Hader. Doch solche Randerscheinungen erschütterten die frohe Zuversicht nicht. General von Zurlauben gab ihr 1777 in seinem grossen Werk über die Schweiz Ausdruck mit der Verheissung, sie habe keinen Krieg mehr zu fürchten.¹ Auch die hellen Köpfe liessen sich von der Stimmung des Jahrhunderts über das Verhängnis des Menschengeschlechtes täuschen.

Nicht minder atmeten die Werke des Friedens Hoffnung. Da die Aufklärung den Fleiss Europas zu allseitiger Schöpferkraft gesteigert hatte, verkündeten Meisterwerke der Musik, der Dichtung, der bildenden Künste den Überfluss des aufgebrochenen Geistes. Das unbegrenzte Vertrauen auf die Zukunft tat den Himmel auf. Europa stand auf der Höhe seiner Gesittung, weil es noch nie diese herrliche Eintracht des innern und äussern Fortschrittes genossen hatte. Goethe hat das von dem Standpunkt zwischen zwei Jahrhunderten gewogen: «Vor der Revolution war alles Bestreben; nachher verwandelte sich alles in Forderung.»²

Bern hatte an dem Glück des Jahrhunderts Anteil. Geordnete Staatsanstalten, sorgfältige Verwaltung, ein berühmter Schatz erhoben Bern zum Vorbild aristokratischer Herrschertugend. Das Ansehen im Ausland und die Anhänglichkeit der Angehörigen bestätigten der Obrigkeit, dass sie richtig mit ihrer Verantwortung umging und Macht und Gerechtigkeit in ein versöhntes Verhältnis gebracht hatte. Es musste sich erweisen, ob das Mangelhafte, das sich in der Windstille fristete, ob die Gewohnheiten einer langen Friedenszeit vor dem Sturm bestehen würden, der im Westen heraufzog.

2. Berns Aussenpolitik

Seit dem Burgunderkrieg war Frankreich Berns wichtigster Nachbar. Da Bern allein die Hut im Westen hatte, richtete sich seine Aussenpolitik gewöhnlich nach Frankreich, selten nach dem Reich aus. Die Verhältnisse mit Frankreich hatten im Ewigen Frieden von 1516 und im Bündnis von 1521 den schweizerischen Niederschlag gefunden. Das besondere Einvernehmen, das Bern benötigte, führte zum Schutzabkommen für Genf von 1579 und zur gemeinsamen Gewährleistung der Genfer Verfassung von 1782. Es gab Zeiten, da Bern vertraulich mit Frankreich verkehrte. Die Erfahrungen mit Ludwig XIV. hatten die Stimmung gedrückt und Bern von Frankreich entfernt, bis die Bündniserneuerung von 1777 wieder ein ordentliches Einvernehmen herstellte. Ein schweizerischer Handelsvertrag, der damals vorgesehen worden war, wurde von Frankreich verschleppt, und damit erhielt die königliche Regierung die Freiheit, die Zölle zu erhöhen, womit sie weniger die landwirtschaftlichen Erzeugnisse Berns als die Tücher der Ostschweiz traf. Dagegen erreichte Bern 1787 einen Vertrag, in dem der König die Guthaben Berns bei der französischen Krone, die bis ins sechzehnte Jahrhundert zurückreichten, samt den verfallenen Zinsen anerkannte und zu ihrer Tilgung eine unentgeltliche jährliche Salzlieferung von 3000 Zentner bestimmte. Die ersten Leistungen waren bereits erfolgt. Bern unterhielt in Frankreich ein stehendes Regiment und zwei Gardekompanien. Der Söldner war in Frankreich der bekannteste Berner; die jährlichen Urlaube, die er in der Heimat verbrachte, die Ruhegehälter, die den Entlassenen gereicht wurden, stellten eine gewisse Vertrautheit zwischen den beiden Ländern her. Dagegen hatte sich eine Beziehung gelockert. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts war Französisch in Bern die

Sprache des Geistes und der Dichtung gewesen. Der Aufstieg der deutschen Sprache in den Werken ihrer Klassiker hatte diesen Einfluss zurückgedrängt, nicht gebrochen. Vornehme unterschrieben für Voltaires gesammelte Werke. Junge Patrizier vergassen sich an Rousseaus Natursinn und Herzensreligion und an sein neues Menschenbild bis zur Selbstgefährdung, so dass es fraglich wurde, ob ihnen im rechten und nicht im letzten Augenblick die Augen aufgingen.

Frankreich stellte in der Schweiz Bern am höchsten, weil der Hof aus einem Wechsel von Freundschaft und Feindschaft herausgefunden hatte, dass ihm die Schweiz ohne die Eintracht mit Bern wenig diene. Das lag nicht nur an der langen gemeinsamen Grenze, sondern auch an der Erfahrung, dass Bern zu eigener Politik ohne eidgenössische Deckung fähig und auch von den Gnaden des Königs unabhängig war. Schon im siebzehnten Jahrhundert stockten die bündnisgemässen Jahrgelder, so dass sich Bern ihrer entwöhnte und mit den reformierten Orten auf sie bei der Erneuerung von 1777 verzichtete, während die katholischen Orte bei ihrer Armut an ihnen hingen. Die Gunstbezeugungen, die Geschenke, die Spenden, die sogenannten Bundesfrüchte, die der Hof nach der Schweiz fliessen liess, und der sagenhafte Schimmer von Versailles bestätigten die Unerschöpflichkeit der Macht, über die der König verfügte, so dass er in den Augen des Schweizervolkes nach einem Wort des Botschafters Barthélemy als höchster Herr auf Erden galt.

Im Westen hatte Bern auch mit den Herzogen von Savoyen zu schaffen, die, zuweilen im Benehmen mit Frankreich, die verlorene Waadt wiederzugewinnen trachteten. Seit sie aber Könige von Sardinien geworden waren, wandten sie ihre Hoffnungen vom Genfersee nach der Poebene ab. Im achtzehnten Jahrhundert hatte sich die Lage am Jura und an der Rhone so beruhigt, dass die Beziehungen zum Hof von Turin noch durch das Berner Regiment, das in sardinischen Diensten stand, wachgehalten wurden. Bern hatte zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts mit entschiedener Parteinahme Preussen das Fürstentum Neuenburg zugewendet und blieb in einer gewissen Berührung mit Berlin, da es mit einem engen Burgrecht von alters her Neuenburg beschirmte. Sonst führten keine Notwendigkeiten zum fernen Preussen hin. Das traf auch für das habsburgische Kaiserhaus in Wien zu. Der Westfälische Friede von 1648 hatte die Schweiz förmlich aus dem Reich entlassen. Allerdings belegte Habsburg mit den vorderösterreichischen Landen zwei Drittel der nördlichen Rheingrenze; aber da diese Nach-

barschaft ruhig blieb, brachten keine daseinswichtigen Geschäfte Bern mit dem Kaiserhaus zusammen. England und Holland hatten zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts nähere Beziehungen zu Bern aufgenommen und aus seinem Staatsschatz Darlehen erhalten. Die Unsicherheiten des spanischen Erbfolgekrieges hatten sogar 1712 zu einem Hilfsbündnis zwischen Bern und Holland geführt. Seither war der Verkehr mit den beiden Seestaaten ermattet; er blieb nur etwas reger mit Holland, weil Bern dort zwei Soldregimenter stehen hatte.

Bei der Ruhe, die Europa genoss, entliess die hohe Politik die Schweiz aus ihren Berechnungen und gönnte ihr eine glückliche Vergessenheit, in der alte Beziehungen erloschen. Berns Bündnisse mit Sardinien und Holland ruhten. Die Gesandtschaften, die in gespannten Zeiten die Schweiz mit ihrem Netz überzogen hatten, wurden von einigen Staaten leer gelassen. Spanien, Sardinien, Holland und Preussen unterhielten keine Vertreter mehr, England nur einen Geschäftsträger. Frankreich und das Kaiserhaus allerdings vergassen nicht, dass sie nach altem Herkommen in der Schweiz um den Einfluss rangen. Dabei befand sich Frankreich wie gewohnt im Vorsprung. Der Botschafter in Solothurn hielt die Fäden; auf ihn vornehmlich liefen die Anstrengungen der bescheidenen schweizerischen Aussenpolitik zu, während der kaiserliche Resident in Basel am Rand der Dinge stand. Das erneuerte französische Bündnis behielt seine Wirksamkeit, während die Erbvereinigung mit Habsburg unerfrischt zur ehrwürdigen Erinnerung erstarrte.

Wenn die Neutralität, in die sich die Schweiz hineingelebt hatte, auch von keiner Seite förmlich anerkannt war, so wurde sie doch von jeder geachtet. Sie galt als eine natürliche Erscheinung und hatte ihre Gewähr. Die Soldregimenter in den verschiedenen Staaten galten als Beitrag zur hohen Politik, mit dem die Schweiz ihre Friedfertigkeit erkaufte. Und dann kamen ihr Sinn und Geist der hohen Politik entgegen. Durch Jahrhunderte stand der kleine eidgenössische Freistaat unangefochten unter grossen Monarchien da. Der Mächtige hatte den Ehrgeiz, seine Grenzen zu erweitern, nicht aber einem Nachbarn die eigene Staatsform aufzuerlegen oder gar mit Verfassungsspenden die erobernden Begierden zu verhüllen. Es galt als selbstverständlich, dass ein Volk in der Ordnung lebte, in der es aufgewachsen war. Hier brachte die französische Revolution die entscheidende Wendung.

3. Die ersten Zeichen der Revolution

Schlagartig setzte die Revolution ein. Im Mai 1789 traten zu Versailles die Generalstände zusammen. Mit einem Bruch der Überlieferung erhob sich der dritte Stand zur Nationalversammlung. Paris antwortete am 14. Juli mit dem Bastillesturm, bei dem einige Schweizer des Königs umkamen. Das Landvolk schloss sich mit einem Aufstand an, der die Adelsschlösser verwüstete und ihre Besitzer umbrachte. Unter den betäubenden Schlägen kam im Ausland die Besinnung nicht auf, die ganze Entfaltung des Unglücks abzusehen, und es hoffte gar, mit diesen Entladungen werde sich die Bewegung erschöpfen. In Wirklichkeit erzeugte der Aufruhr seine Fortschritte aus sich selber, so dass sich seine Stosskraft und Tiefe nur langsam enthüllte. Er tastete erst noch seine Handgriffe heraus, bis sich eine Übung ausbildete, die für alle Fälle vorhielt. Ein Recht auf Umsturz wurde verkündet, und als Zwillingschlag stellte sich die Straflosigkeit der Untaten von selbst ein. Niemand ahnte, dass die Urgewalt der Revolution ihre Erstlinge selbst verschlingen würde. Der Beginn der Umwälzung liess sich feststellen; ihr Ausgang entzog sich aller Vermutung. Die Pariser Blätter erleichterten die Erkenntnis nicht. Sie liessen die Ereignisse in ihrem Licht erscheinen und verkündeten in der hinreissenden Sprache des Jahrhunderts das Glück der Menschenrechte, der Freiheit und der Gleichheit. Und doch hielt die Empörung der Geister auf eine bestimmte Richtung hin; die Wortführer der Bewegung schulten ihren Anhang nach Rousseaus Lehren, um den alten Gehorsam durch einen neuen zu ersetzen.

4. Die ersten Massnahmen

Im Sommer 1789 schlugen die ersten Wellen der französischen Brandung über den Jura. Adelige Familien und Geistliche flohen vor dem Schrecken der Bauernerhebung in Frankreich in die Waadt. Das rief Bern aus bequemen Friedensgewohnheiten auf. Die Waadt lag unbewehrt da. Keine Festungen, keine stehende Truppe, keine politische Polizei schützten das Land vor innern und äussern Anfällen. Nur eine Maréchaussée von 30 Mann war über das Gebiet verteilt, um den Landfahrern zu wehren. Bern zog eine Postenkette über die Höhen und Pässe des Jura. Innere Sorgen verschärften die äussern. Ungewitter hatten 1788 die Ernte beschädigt. Im folgenden harten Winter zerstörte der Frost einen Teil der

Saat, so dass der Ertrag gering ausfiel. Die Obrigkeit brach mit der Gunst der Höfe von Karlsruhe und Stuttgart die Sperre der schwäbischen Kreise, kaufte in Süddeutschland Getreide, öffnete ihre Kornhäuser und gab die Frucht zu einem Preis ab, der die Teuerung darniederhielt.

Zunächst war die Schweiz nicht in ihren Grenzen, sondern in Frankreich gefährdet; sie wurde dort an ihren Soldregimentern gefasst. Schon vor der Revolution hatte die Willkür zu Misshelligkeiten geführt. Trotzdem der Dienstvertrag verbot, die Schweizer über Meer zu senden, wurde das bernische Regiment von Ernst 1784 nach Korsika verlegt. Erst 1789 wurde es auf unablässiges Drängen Berns nach Marseille zurückgeführt und bewahrte die Haltung unter den Unruhen, die dort am 18. August 1789 durch die Strassen tobten. Die Obrigkeit bezeugte ihm ihr Zutrauen, indem sie ihm gestattete, am Pariser Bundesfest vom 14. Juli 1790 sich vertreten zu lassen.³ Der Zeitgeist steckte zuerst die Offiziere an. Eben liefen Verhandlungen zwischen Bern und Paris, den abgelaufenen Dienstvertrag zu erneuern. Dieser bestimmte, dass der Grosse Rat die Hauptleute ernannte und neun Kompanien von Bernburgern und drei von Waadtländern befehligt werden sollten. Die welschen Offiziere richteten 1790 ein Gesuch um Gleichstellung an den Grossen Rat, brachen aber mit den Regeln des Dienstes, indem sie die Eingabe, bevor sie nach Bern gelangte, im Druck verbreiteten, da sie die Öffentlichkeit als Druckmittel erkannten.⁴ Der Grosse Rat erteilte ihnen den Bescheid, er würde ihr Vorgehen ahnden, wenn er ihnen nicht zugute hielte, sie seien durch gefährliche Eingebungen verführt worden. In seiner Mitte wurde schon im Juli 1790 der Antrag gestellt, das Regiment heimzurufen, bevor es zersetzt sei.

Bei der allgemeinen Unsicherheit waren die Schweizer Regimenter den Angriffen wie der Versuchung preisgegeben. Bei den Revolutionsführern stritt der Hass gegen die fremden Schergen mit dem Wunsch, sie in den Dienst des Aufruhrs zu ziehen. Besonders war das Garderegiment in Paris ausgesetzt. Klubredner und Buhlerinnen im Dienst der Freiheit schlichen sich in seine Reihen, um die Mannszucht zu unterwühlen. Bern hatte die Genugtuung, dass seine beiden Gardekompanien von Diesbach und de Loys treu zur Fahne hielten. Der Rat sprach ihnen seine Anerkennung aus und warnte zugleich, er würde Fahnenflüchtige als eidbrüchige Untertanen ansehen.⁵

Das Regiment Châteaueux, das aus andern Kantonen gewor-

ben war, stand 1789 in Paris und weigerte sich beim Bastillesturm, gegen den Aufstand die Waffen zu tragen. In der erhitzten Hauptstadt hatten sich die Vorstellungen von Pflichten und Rechten vertauscht. Um es der Verführung zu entziehen, wurde es nach Nancy verlegt, verharrte aber in seinem Ungehorsam und verbrüdete sich mit der Nationalgarde. Wie die Offiziere mit strengen Strafen eingriffen, erhob sich das Regiment mit den französischen Truppen der Besatzung und der Nationalgarde, befreite die Gefangenen und plünderte die Kassen, aus denen es erhalten wurde. Da erschrak die Nationalversammlung in Paris und befahl die Unterdrückung des Aufstandes. General de Bouillé überzog Nancy mit den Schweizer Regimentern Castella und Vigier und andern getreuen Truppen, schlug in hartem Strassenkampf die Empörung nieder und überlieferte 123 Mann von Châteaueux dem Kriegsgericht. Von diesen wurden 14 hingerichtet, 41 zu Galeeren und andere zu Gefängnis verurteilt. Sie büssten eine Schuld, für die andere Ruhm geerntet hatten. Die Heimat trauerte über den Schimpf, der dem Schweizer Namen angetan war, und verlangte umsonst vom König Abhilfe gegen die Schriften, die den Ungehorsam verkündeten; er war nicht mehr Herr seiner Entschlüsse.

5. Die Ausbreitung der neuen Gedanken

Ein vielseitiger Antrieb beflügelte die Federn in Paris, die Begeisterung, das neue Gut allen zu bringen, die Berechnung, die Revolution in die Nachbarländer zu tragen, um sie in Frankreich zu befestigen, der Ehrgeiz, die Welt zu übertreffen; und dieser sollte sich als der stärkste erweisen, weil er in die alten Vormachts-träume auslief und die Eroberungspolitik Richelieus und Ludwigs XIV. wiederbelebte, die im achtzehnten Jahrhundert geruht hatte. Die neue Losung schien die Überzeugung in sich selbst zu tragen, weil sie ein schlichtes, natürliches, glückliches Dasein allen verhieß. Die Menschenrechte, Freiheit und Gleichheit klangen so gemeinverständlich, dass man darüber vergass, dass sie nicht der Wirklichkeit, sondern dem Gedanken entnommen waren und ihre Bewährung erst noch zu bestehen hatten. Das Wagnis, die Menschheit auf gleich umzustellen, wurde nicht erwogen, weil die neue Losung eine Anziehungskraft verhieß, die alle Eigenart der Völker aufzog. Dieser Vorstoss in die Weite beleidigte freilich das Völkerrecht, weil er andern Staaten die Freiheit der Selbstbestimmung

absprach. Über diesen innern Widerspruch trug die ungeheure Einbildung hinweg, dass Frankreich hier wie überhaupt voranzuleuchten und zu leisten habe, was andern nicht gestattet sei, und kam damit dem allgemeinen Selbstbewusstsein wie den besondern Begierden entgegen. In diesen Kreisen überliess man sich täuschenden Erwartungen über die Leichtigkeit, ganze Völker anzustecken; doch es genügte, wenn einige ergriffen und brauchbar wurden.

Das Nächste war freilich nicht die Ausbreitung über die Grenze, sondern die Zersetzung des alten Frankreich. Paris hatte die Revolution geweckt und stellte ihr Federn jeden Grades zur Verfügung. Neben den Namen, die durch Europa klangen, gab es nach Mallet du Pan, der Paris kannte, ein dunkles Gewimmel von hungernden, unbegabten Schriftstellern, die mit einem Schlag zur Geltung kamen und Genugthuung für die erlittene Zurücksetzung nahmen.⁶ Von ihrer plötzlichen Bedeutung trunken, waren sie entschlossen, die Untaten des Umsturzes einzuleiten, zu begleiten und zu verherrlichen. Grundsätzlich liessen sie nichts vom Herkommen unangefochten, weder die königliche Gewalt, noch die Kirche, noch die Gesellschaft, und steigerten ihre Angriffe am Zerfall der öffentlichen Gewalt. Art und Geist Frankreichs wurden überfordert und missbraucht. Der Ehrgeiz hatte sein Ziel erkannt: Die öffentliche Meinung von Paris sollte die gebietende Macht in Frankreich und in Europa werden. Mallet du Pan aber, selber ein Mann der Feder, erinnerte bekümmert an das Wort Montaignes: «Die Schreibsucht ist das Anzeichen eines entgleisten Jahrhunderts.» Eigene Gedanken wurden nicht verlangt und nicht gewünscht; das Schlagwort stand unerschöpflich zur Verfügung.

Und nun wurde es durch die hallenden Bekenntnisse der Revolution fortwährend mit neuer Zugkraft erfrischt. Am 4. August 1789 hob die Nationalversammlung alle mittelalterlichen Abgaben und Gefälle auf. Das war ein Vorbild, das alle Völker überzeugen musste, wenn es zu ihnen drang. Von Anfang an rang sich die Ansicht empor, dass Frankreich seine Revolution auch für andere mache. Es galt, diese Grossgläubigkeit auch als Entschluss zu verkünden. Die Befestigung der Revolution verlangte ihn. In der Nationalversammlung sass der hochbetagte François-Maturin Dupont, Rat des Parlaments von Paris, den der Adel abgeordnet hatte. Er schlug zur Revolution um und kam in den Ausschuss für Gesinnungswerbung. Am 21. Mai 1790 enthüllte er hier in einer Rede seine Pläne. Alle Fürsten und alle Aristokraten werden sich, wie er ausführte, der ersten Macht anschliessen, die Frankreich angreift. Dieses schützt sich am

besten, wenn es den Aufruhr in die nächsten Gebiete, Spanien, Italien, Savoyen und die aristokratischen Kantone der Schweiz trägt. Die Schweiz bietet mehr Hindernisse als die andern, weil die Aristokratie in einigen Orten das Volk beglückt. Man muss mit Freiburg und Luzern, nicht mit dem furchtgebietenden Bern beginnen. Wenn die andern gewonnen sind, wird Bern dem allgemeinen Zug folgen; man muss nicht das deutsche, sondern das eroberte Gebiet Berns, die Waadt, verführen.⁷ Hier offenbarte sich die furchtbare Selbstverständlichkeit der Umwälzung, die alles um sich her verzehrte, um sich selbst zu behaupten. Die Rede hatte eine unabsehbare Zukunft, weil sie ein neues Völkerrecht verkündete. Hatte sich bisher die hohe Politik zum Ziel genommen, Grenzen zu verrücken, Gebiete abzutrennen, oder das Gleichgewicht zu regeln, überhaupt die Machtverhältnisse unter den Staaten zu bestimmen, so predigte die neue Lehre, dass ein Volk einem andern auch mit Gewalt seine Verfassung auferlegen dürfe. Die Welt sollte darüber nicht mehr zum Frieden kommen. Dupont trat mit einer Zuversicht auf, die troy. Ein paar Jahre später sandten ihn die Jakobiner auf das Blutgerüst.

Damit war den Schriftstellern der Revolution eine grosse Anleitung gegeben. Ihre Erfindungsgabe suchte neue Wege, bald geheime, bald offene, den Zündstoff auszutragen. Die Zeitung versprach zu wenig, da sie kaum auf das Land drang. Die Flugschrift, der Aufruf, das Zwiegespräch, das Lied, der gedruckte Brief breiteten sich leichter aus. Buchhändler, Gesinnungsgenossen, Wirte, Marktkrämer und Hausierer besorgten den Umsatz.

6. Berns Abwehr

Die Revolution überraschte Berns Obrigkeit mit Pflichten, für die sie nicht gerüstet war. Aus tiefen Friedensgewohnheiten wurde sie zu einem Kampf mit Waffen aufgerufen, die ihr fremd und anstössig waren. Von je hatte sie Abstand von den Druckerzeugnissen genommen. Als Freiburg 1783 von den entsprungenen Anstiftern des Chenauxaufstandes mit Schmähchriften angefochten wurde und Bern zu einer gemeinsamen Verteidigung aufforderte, entgegnete der Geheime Rat, man würde damit jenen Ausfällen zuviel Gewicht beilegen.⁸ Das war der alte Standpunkt, die Verantwortung nicht der Öffentlichkeit anzuvertrauen und dieser keinen Anspruch auf die Staatsgeschäfte zu gestatten. Dieses Hochgefühl genügte

sich selbst zu einer Zeit, da Bern gewohnt war, preisende Huldigungen entgegenzunehmen. Nun entfesselte die Revolution den Federkampf gegen Bern und ermunterte eine Verwegenheit, der alles zu sagen möglich wurde. Die Erzeugnisse kamen meist von Paris; selten schossen sie im Land auf, so im August 1789 beim Buchhändler Maurer in Lausanne die einweihende Flugschrift «Projet d'une déclaration des droits de l'homme et du citoyen».⁹

Die Obrigkeit wurde in einen Kampf verwickelt, auf den sie nicht eingeübt war; ein Netz wurde ihr übergeworfen, dessen sie sich mit Mühe erwehrte. Das Nächste war, das Unwesen zu fassen und zu unterdrücken. Dazu fehlten ihr die Handhaben; es rächte sich an ihr, dass sie bisher keine politische Geheimpolizei benötigt hatte. Sie suchte nach einem Ersatz, indem sie die Amtleute im Welschland anwies, treue, zuverlässige Personen zu gewinnen, die ihnen die Gespräche und die Stimmung des Volkes meldeten. Sie setzte einen hohen Preis auf die Entdeckung von Dunkelmännern, die Hetzschriften verbreiteten und Aufrufe anschlügen. Überhaupt richtete sie ihre Massnahmen vornehmlich gegen die Verführung der Waadt. Ende 1789 hatte sie sich davon überzeugt, dass die Presse das gefährlichste Mittel der Revolution sei, und erliess eine erschöpfende Weisung an die Amtleute in der Waadt, Buchdrucker und Buchhändler in Gelübde zu nehmen, schädliche Schriften sogleich abzugeben.¹⁰

Die Obrigkeit erweckte auch die Zensur aus ihrem Schlummer. Doch diese taugte wenig, da das Anstössige fertig im Land auftauchte. Sie konnte sich etwa mit dem «Messenger boiteux», dem Jahreskalender, der in Vevey erschien und für das Neue eingenommen war, befassen und Aufrührerisches streichen. Geheime Weisungen gingen auch an die Post und die Zollstellen, verdächtige Sendungen anzuhalten und den Behörden zu übergeben, ein schwieriger Auftrag, da sich harmlose und gefährliche Briefe und Pakete oft nicht unterscheiden liessen und die Leute von der Überwachung nichts merken sollten.¹¹ Diese Vorschriften wurden bald ermässigt. Als bei einem Verleger in Kehl im Elsass die Schrift «Aux habitants du Canton de Berne» herauskam, wollte ihm die Obrigkeit die ganze Auflage abkaufen, wenn er auf eine weitere verzichte. So unerfahren war die Abwehr gegen einen Ansturm, der sich als Anrecht der Revolution ausgab. Ebenso wenig war der Obrigkeit Erfolg beschieden, als sie verbot, die neue dreifarbige Kokarde der Revolution auf ihrem Gebiet zu tragen. Dabei ermass der Geheime Rat die Gefahr richtig. Ende 1789 wurde ein stän-

diger Ausschuss aus hohen Beamten eingesetzt, der ausserordentliche Anstalten vorzubereiten hatte.¹²

Es lag nahe, dass die Orte, die alle bedroht waren, ihre Anstrengungen vereinigten. Die Städte zeigten sich dazu bereit, auch Bern dachte an Zusammenarbeit, fand aber vorderhand, der Zeitpunkt dazu sei noch nicht gekommen. So ging es allein vor. Darin blieb sich die Obrigkeit gleich, dass sie nicht selbst auf den Kampfplatz hinabstieg. Als ihr das aus ihrer Mitte nahegelegt wurde, erklärte der Geheime Rat, Meine Herren seien nicht gesinnt, zu libellieren oder ein Buch drucken zu lassen, sondern veröffentlichen höchstens eine Verwahrung.¹³ Und doch suchte sich die Obrigkeit nun der Presse zu bedienen und näherte sich ihr durch Dritte. Bern hatte seine Zeitung, die französisch geschriebenen «Nouvelles politiques», gewöhnlich «Gazette de Berne» geheissen, die den Postpächtern Fischer gehörte und in den letzten Jahren vom Franzosen d'Arnay geleitet wurde. Dieser freute sich des Aufschwunges in seinem Vaterland und pries die ersten Erscheinungen der Revolution; wie andere seines Berufes spürte er heraus, dass die Revolution den Leuten von der Feder aufhelfen werde. Der Geheime Rat liess ihm durch die Postpächter bedeuten, er solle unverständige Ausfälle auf das Alte unterlassen. Für die Absichten der Obrigkeit fiel er nicht in Betracht.¹⁴

Da die Bedeutung der Presse in den Augen der Behörden wuchs, beauftragte der Geheime Rat seinen Sekretär, das «Journal de Paris» zu beziehen, um sich auf dem laufenden zu halten. Er sah sich nach Helfern um. Zeitgemäss war es, wenn er eine Feder suchte, die in der Zeitung vor den schlimmen Folgen der unentgeltlichen Lastenaufhebung vom 4. August warnen sollte. Er griff auch auf die alten Mittel zurück und beauftragte die stadtberni- schen Pfarrer Stapfer und Real, in einer deutschen und einer französischen Predigt vor dem Unsegen des Umsturzes und der Gehorsamsverweigerung zu warnen; sie sollten im Druck erscheinen. Dagegen griff der Geheime Rat in die Fülle des Tages, als er sich an Jacques Mallet du Pan wandte. Dieser Genfer Bürger hatte sich durch die geistreiche Leitung einer Zeitung in Paris einen Namen erworben. Im Juni 1790 meldete Karl Viktor von Bonstetten, Mallet werde demnächst in Bern ankommen, und empfahl die Verbindung mit ihm. Schultheiss Steiger und zwei Ratsherren verhandelten mit Mallet in Bern und trafen mit ihm eine Abrede, wonach er sich zur Berichterstattung aus Paris verpflichtete und für frühere und noch zu leistende Dienste angemessene Belohnung er-

hielt. Der Geheime Rat stimmte zu. Kurz zuvor hatte er das Angebot eines Ungenannten in Paris angenommen, der einen regelmässigen Nachrichtendienst versprach. Dort geschahen Dinge, die zum Aufsehen mahnten; Schweizer kamen den französischen Angriffen auf die Schweiz zu Hilfe. Obschon sich der furchtbare Gang der Revolution noch nicht abzeichnete, stand der Geheime Rat unentwegt auf seinem Posten, geschickter, Nachrichten einzuholen als Einflüsse abzuwehren.¹⁵

7. Der Schweizerklub in Paris

In Paris lebten zwei Freiburger, Jean-Nicolas-André Castella und François-Joseph Rey. Jener hatte 1781 am Chenauxaufstand teilgenommen und sich der Todesstrafe durch Flucht entzogen; dieser hatte damals die Rechte der untern Stadtbürger gegen die Aristokratie verfochten und war zur Verbannung verurteilt worden. Beide waren Doktoren der Rechte. Die Revolution verhies ihnen Vergeltung und die heiss ersehnte Rückkehr in die Heimat. Erbittert und verschlagen hatten sie bald heraus, dass Paris ihnen die Erlaubnis gab, im Namen der Freiheit die Heimat anzufechten und in den Strudel zu ziehen. In Brest lagen die Freiburger Huguenot und Sudan, die 1781 wegen jenem Aufstand zu 30 Jahren Galeerenstrafe verurteilt worden waren. Im Februar 1790 forderten Castella und Rey die Freiburger in Paris auf, in einer Bittschrift die Nationalversammlung zu ersuchen, sich der Opfer von 1781 anzunehmen. Das Schicksal der Eingabe ist unbekannt. Dagegen gelangte bestimmt ein Gesuch Huguenots und Sudans an die Nationalversammlung, die am 21. Mai den König um die Begnadigung der beiden anging. Dieser entsprach, und dadurch ermutigt, beriefen Castella und Rey am 6. Juni 1790 die unzufriedenen Landsleute und gründeten den schweizerischen Patriotenverein.¹⁶

Gleich in der ersten Sitzung kam das Doppelwesen zum Vorschein. Der Verein gab sich schweizerisch, indem er eine Eingabe an die Nationalversammlung richtete, sie möge das aristokratische Joch der Heimat brechen, die erste Aufforderung an die Revolution, sich in die Schweiz einzumischen, wohl durch Duponts Rede angeregt. Der Verein zeigte zugleich ein französisches Gesicht, indem er schwur, der Nation, dem König und dem Gesetz treu zu sein und die neue Verfassung bis zum letzten Blutstropfen zu ver-

teidigen, womit er um das Vertrauen der Revolution warb. Die Anstifter waren sich über ihr Treiben im klaren. Castella berichtete seiner Schwester in Greyerz, wie er vom Vertrauen des aufblühenden Vereins getragen werde; die Regierung hätte besser getan, ihm die Rückkehr zu gestatten, die sein einziger Wunsch sei; so müsse er nun wider seinen Willen ihre Laster aufdecken.¹⁷ Der Brief war für die Obrigkeit bestimmt und gelangte auch in ihren Besitz; sie ging auf den Handel nicht ein, der zwischen den Zeilen stand.

Der Verein hielt seine Sitzungen am Sonntag, dann auch am Mittwoch ab. Nach den Statuten konnte jeder Schweizer beitreten, doch wurden auch Fremde zugelassen. Der Vorstand wechselte alle Vierteljahre. Die Sitzungen fanden zuerst bei Freiburgern, später in der ehemaligen Kirche St-Germain des Prés statt. Die Mitgliederzahl stieg auf 100, meist Freiburger und Waadtländer, nur wenige Deutschschweizer, unter ihnen Johann Kaspar Schweizer von Zürich, ein Förderer der Revolution, Freund ihrer Häupter, zur Schreckenszeit in ihrem Dienst. Viele Mitglieder waren Pförtner in Kirchen und vornehmen Häusern, in Paris Schweizer geheissen; vielleicht erhielt der Verein von daher den gebräuchlichen Namen Schweizerklub. Auch einige Hundertschweizer von der Leibwache des Königs und seines Bruders fanden sich ein. Ein Advokat Cart aus Nyon trat aus Hass gegen Bern als auswärtiges Mitglied ein und stand in den Beiträgen obenan.

Die Beitritte blieben im Verhältnis zu den in Paris niedergelassenen Schweizern gering. Die Mitglieder gehörten nicht den wohlhabenden und gebildeten Kreisen an, sondern einer Schicht, die bisher nicht gegolten hatte und über ihr betrestes Dienstkleid hinauswachsen wollte. Die Genfer Flüchtlinge um Mirabeau, Clavière, Reybaz, Dumont, blieben dem Klub fern; Mirabeau bezeugte ihm unverhüllte Verachtung.¹⁸ Um über die Fragwürdigkeit hinwegzukommen, warb der Klub unter den Kaufleuten und Schriftstellern, doch ohne Erfolg. Die Mitgliederkarte, die am Eingang des Sitzungssaales abgegeben wurde, sollte Späher fernhalten, ein unzureichender Schutz. Das Monatsgeld betrug 30 Sous, für kleine Leute eine Leistung. Die Einnahmen für 1790 erreichten vierhundert Livres, ein kleiner Betrag, den die Zeit mit vielfachem Zins ausstatten sollte. Der Klub hielt auf eine Würde, die mit seinem dunkeln Treiben übel zusammenstimmte, und schrieb genau den Anstand der Sitzungen vor; Gassenton und grobes Benehmen galten noch nicht als Empfehlung revolutionärer Gesinnung.

Der Klub wollte in Paris als Vertretung des schweizerischen Volkes gelten; daher buhlte er um die Gunst der neuen Behörden, der Tagesgrößen und der revolutionären Vereine. Er wollte sich mit den Jakobinern und den Cordeliers verbrüdern, wurde aber abgewiesen, weil er nicht genügend Sicherheit gegen Verräter bot. Er sandte Abordnungen an Lafayette, Mirabeau, Desmoulins, an die Nationalversammlung und ihre Ausschüsse. Er fand bei einigen Mitgliedern Gunst, so bei den Brüdern de Lameth und andern Adeligen, die den Anfang der Unruhen begünstigten, wie denn die vornehme Verblendung fast soviel zum Erfolg der Revolution beigetragen hat wie der scharfzüchtige Hass von unten. Wenig Gunst fanden die Patrioten bei der revolutionären Presse, die sie als unechte Fremdlinge beargwöhnte, trotzdem Castella das französische Bürgerrecht angenommen hatte.¹⁹ Einzig der «*Mercure National*» öffnete ihren Reden und Aufrufen die Spalten, in denen die geistigen Kräfte zum Vorschein kommen. Der ungeheure Verdacht gegen oben war das unerschöpfliche Stärkungsmittel.

Die Patrioten bemächtigten sich auch der revolutionären Sitte der öffentlichen Aufzüge, um sich den Parisern als Vertreter des Schweizer Volkes und seines Freiheitssehnsens vorzustellen. Sie wollten mit feierlichem Gepränge die losgelassenen Freiburger Huguenot und Sudan der Nationalversammlung vorstellen. Doch diese lehnte ab. Da verlegten sie die Schaustellung in die Kirche der Prämonstratenser. Am 3. Juli zogen sie dort auf, die beiden Losgelassenen in ihren Galeerenkleidern. Nach der Messe und dem Tedeum wurden ihre Ketten den Bezirksvorstehern übergeben, damit sie in der Kirche mit einer Inschrift auf Marmor aufgehängt würden.

Da in der Schweiz dies Treiben ruchbar wurde, stellten Bern, Freiburg und Solothurn gutbezahlte Späher an, deren Berichte sie austauschten und verglichen. Die Patrioten wussten, dass ihre Sitzungen überwacht wurden, fahndeten aber umsonst nach den Aufpassern. Der namenlose Beauftragte Berns muss höherer Anlage gewesen sein. Er scheint nicht selbst die Sitzungen besucht zu haben, sondern schickte einen Helfer Thiébault hin, der so weit in das Vertrauen des Klubs eindrang, dass er mit dem Vorstand speiste. Der Beauftragte meldete am 22. Oktober 1790 mit hellseherischem Blick nach Bern: «Ich halte es nicht für möglich, dass Ihr Euch lange vor der Krankheit Frankreichs bewahren könnt, wenn wir nicht selbst gesunden oder ein Arzt uns dazu verhilft. Die Propaganda ist eifrig, dass Ihr nicht das einzige Land sein werdet, dessen

Volk die Verfassung ändern wird. Dieses ist keine gewöhnliche Revolution. Es ist eine Art von Religion, die ihre Fanatiker und ihre Apostel hat.»²⁰ Dieser Berichterstatter wollte nicht Geld verdienen, sondern leistete seine Dienste zum Dank für die Aufnahme der unglücklichen Opfer der Revolution, wie er schrieb.

Der Klub wollte zunächst die Schweizer Regimenter gewinnen, um mit ihrer Hilfe den Umsturz in der Schweiz herbeizuführen. Wenn Gardisten den Sitzungen beiwohnten, donnerten die Redner gegen die Offiziere, die den Sold unterschlugen, und verhiessen den Soldaten die Beförderung zum Offizier. Doch das Garderegiment war der Verführung nicht leicht zugänglich, weil es in den Vororten Rueil und Courbevoye lag und die Soldaten nicht gern in ihren gehassten Uniformen in die Stadt kamen. Zudem verfügte die Nationalversammlung am 18. August 1790, dass am Stand der Schweizer Regimenter bis zum Ablauf der Kapitulationen nichts geändert werden solle. Dagegen erhielt nun der Klub den Zutritt zur Nationalversammlung, der ihm zuvor versagt worden war. Am 2. September 1790 erschien Castella mit einem Gefolge von Türstehern vor den Schranken des Hauses, stellte sich und seinen Anhang als Vertreter des Schweizervolkes vor und verlas eine Bittschrift mit den Wünschen des Klubs. Trotzdem die königstreuen Abgeordneten mit lautem Unwillen fragten, mit welcher Berechtigung diese Leute zugelassen würden, erteilte ihnen der Präsident unter dem Beifall der Linken und der Galerie die Ehre der Sitzung; sie durften sich zu den Abgeordneten setzen. Damit hatte das revolutionierte Frankreich die Umtriebe des Klubs anerkannt. Als dieser ermutigt noch einmal versuchte, die Gardesoldaten in seine Sitzungen zu ziehen, kam die Nationalversammlung am 19. September mit einem neuen Verbot dazwischen.

Das brachte den Klub nicht von seinem ersten Zweck ab, die Schweiz zu revolutionieren; die Soldregimenter hätten den Kern der Befreiungsarmee bilden sollen. Das amtliche Frankreich begünstigte die Anschläge nicht, liess sie aber zu. Wie weit die Patrioten des Verwerflichen ihres Beginnens inne wurden, lässt sich nicht ermessen; sie wiesen Vorwürfe lärmend zurück. Geltungstrieb und Rachedurst fachten sie an. Gerade, weil sie von den Landsleuten in Paris nicht für voll genommen wurden, wollten sie die Öffentlichkeit mit dem Ungemeinen verblüffen, dass Türstehrer in die hohe Politik übergriffen. Die Rede Duponts gab dem Klub die Rechtfertigung und die Erleuchtung, indem sie geschickt eine Fragwürdigkeit der Schweiz vorgaukelte und die Waadt als er-

obertes Gebiet heraushob, um die revolutionäre Einbildungskraft mit der Gewissenspflicht der Befreiung zu beschäftigen. Wie ein Geheimbericht meldet, beschloss der Klub am 22. September, die Waadt zu bearbeiten, von der er einen nahen Ausbruch erhoffte.²¹

Schon am 4. Juli 1790 hatte der Klub ein allgemeines Korrespondenzbureau mit dem Auftrag bestellt, eine sonntägliche Zeitung, «Correspondance générale hélvétique», herauszugeben. Sie kam nicht über die ersten Nummern hinaus, weil die Mittel fehlten. Der Klub griff zur Flugschrift. Die Patrioten erklärten in einem Schreiben an den diplomatischen Ausschuss der Nationalversammlung, sie seien durch die Natur und den Eid, den sie abgelegt hätten, streng verpflichtet, für sich selbst und die Bürger ihres Geburtslandes zu schreiben und zu sprechen.²² Castella verfasste die «Lettre aux communes des villes, bourgs et villages de la Suisse et de ses alliés ou l'aristocratie suisse dévoilée», in der er die alte Schweiz verdamnte und eine neue mit Freiheit und Gleichheit verhiess. Sie wurde vom Klub gebilligt und in 4000 Stück nach der Schweiz verbreitet. Es folgten noch andere, so «Réflexions sur une proclamation émanée du grand conseil de Berne», bei denen sich die Ungebühr von selbst verstand. Wohl auch der Klub gab die Rede Duponts heraus, die einen zu ermuntern, die andern einzuschüchtern. Bereits leerte sich der Sinn des alten Bündnisses zwischen den beiden Ländern, glitt Frankreich langsam in die Haltung hinein, die in die Feindschaft gegen die Schweiz ausarten sollte.

Der Ausschuss des Klubs für die Korrespondenz liess Briefe in die Schweiz an die Namen, die er gerade hatte, ausgehen, um die Gärung zu erwecken, wobei er sich mit Bedacht an die Wirtschaftshäuser wandte. Einen trefflichen Zwischenträger fand er an dem Freiburger Arzt Kolly, der als Teilnehmer am Chenauxaufstand auf immer des Landes verwiesen worden war und sich in Versoix niedergelassen hatte; hier am Eingang in die Waadt besorgte er den Umsatz der Sendungen. Die Briefe ermahnten die Schweizer, die Steuern zu verweigern und Landsgemeinden zu bilden, um die alte, dem Volk entwendete Freiheit wiederzugewinnen. Der Brief an den Hutmacher Salchli in Aarberg lief aus: «Wir sind mit der aufrichtigsten Hertztenliebe Euere untertänigste Diener, die Gesellschaft der Schweizer Patrioten à l'abbaye St-Germain des Prés.»²³ Wie andere übergab Salchli den Brief den Behörden.

Der Klub erhielt vornehmlich aus der Westschweiz Antworten; sie lauteten nach dem Protokoll zuversichtlich und weihten ihn in die ersten Bewegungen in der Schweiz ein. Als das Unterwallis im

Herbst 1790 unruhig wurde, sah sich der Klub bestätigt; umso grösser war die Enttäuschung, als sich die Bewegung rasch legte. Daher lebte er auf, als sich anfangs 1791 im Bistum Basel eine Empörung ankündigte, die Farbe zu halten versprach. Er beglückwünschte die Patrioten von Pruntrut, als erste das Beispiel Frankreichs befolgt zu haben, und trug ihnen eine Freundschaft an, die sie geschmeichelt aufnahmen.

Die Nachrichten aus der Heimat lauteten so ermutigend, dass der Klub eine Verfassung für sie entwarf. Wie gar in der Sitzung vom 3. Oktober das Gerücht herumgeboten wurde, die Unzufriedenen hätten die Zeughäuser in Solothurn und Bern besetzt, beschloss der Klub, durch einen Einfall in die Westschweiz die Revolution zu vollenden. Schon hiess es: «Jetzt werden wir die Zügel der Herrschaft und die Achselstücke haben.» Ein paar Vertrauensmänner, unter ihnen auch ein Berichterstatter der Berner Regierung, reisten nach Orléans und besprachen sich mit Kolly, der aus Versoix herbeigeeilt war. Leute fanden sich schon; aber unmöglich konnte der Klub, der mit Mühe ein paar hundert Livres Schulden tilgte, ein solches Unternehmen ausrüsten. Der Spuk verflüchtigte sich von selbst. Er war den französischen Behörden wohl bekannt. Als Barthélemy 1792 als Botschafter für die Schweiz beglaubigt wurde, hiess es in seiner Instruktion, dass Bern und Freiburg wegen dieses Anschlages gegen Frankreich eingenommen seien.²⁴

Rasch wurde das Treiben des Klubs in der Schweiz bekannt, noch bevor die ersten Brandschriften geflogen kamen. Man machte sich von ihm in Bern zuerst eine übertriebene Vorstellung, währte, er sei von den Pariser Revolutionsklubs geschaffen und angelernt worden. Er war ein Eigengewächs von rachsüchtigen Flüchtlingen und wichtigtuenden Türstehern. Dagegen traf Bern den Kern, wenn es am 17. Juni 1790 den Nachbarorten schrieb, die Revolution suche ihr Werk zu befestigen, indem sie ihre Grundsätze in den Nachbarländern ausbreite.²⁵ Die Meldungen der Späher aus Paris berichtigten zwar die Vorstellungen vom Klub, minderten aber seine Gefährlichkeit nicht. Da die Grenzgebiete zunächst ausgesetzt waren, warnte der Grosse Rat am 3. September die Waadt in einem Aufruf. Am 15. September wandte er sich an das ganze Land und enthüllte ihm die Umtriebe des Patriotenklubs; dieser habe sich vor der Nationalversammlung als Vertreter der Schweiz ausgegeben, die Soldregimenter zu verführen getrachtet und die vaterländische Verfassung beschimpft; da dieses Gebaren Hochverrat sei, werde jeder Landesangehörige, der in Paris an den Sitzungen des Klubs

teilnehme, gestraft. Der Grosse Rat richtete zugleich sein Augenmerk auf die ganze Schweiz, ersuchte den Vorort Zürich einzugreifen, im Namen aller Orte, und teilte es diesen mit. Er berief sich auf Artikel 15 des Bündnisses von 1777, der zur gegenseitigen Auslieferung der Staatsverbrecher verpflichtet.²⁶ Da eben der Aufstand des Regiments Châteaueux dazwischenkam, stimmten alle Orte dem Schreiben an den König zu. Zürich bedauerte darin die Vorfälle in Nancy, legte sie der Aufwiegelung zur Last und verband damit das Gesuch um Aufhebung des Klubs. Freiburg ging noch weiter und verlangte vom König die Auslieferung der Schuldigen. Es setzte sogar Preise auf seine Angehörigen aus; wer Castella lebend oder tot einlieferte, erhielt hundert Dublonen, wer einen der andern, Kolly, Huguenot, Roullier beibrachte, erhielt zweihundert Taler.

Der Hof antwortete nicht, wohl aber der Patriotenklub. Als der Erlass von Freiburg in der Sitzung verlesen wurde, ertönten Hohn und Gelächter. Der Klub setzte seinerseits Preise auf die Herren von Freiburg. Castella verhiess, wenn er an der Spitze der Befreier in die Schweiz einrücke, würden vierzig Köpfe rollen, vorab der des Schultheissen Werro.²⁷ Doch unter den Schwelgereien des Gefühls regte sich die Angst der Patrioten, die von Bern als Hochverräter gebrandmarkt wurden. Der Klub beeilte sich, seine Mitglieder unter den Schutz der Revolution zu stellen. Doch seine Abordnungen fanden bei den Ausschüssen der Nationalversammlung und bei den Jakobinern und den Cordeliers kein Gehör. Der Klub wurde indes von den Ereignissen beschützt. Der König geriet in eine Bedrängnis, die ihm nicht mehr erlaubte, auf die Gesuche des Vororts und Freiburgs zu antworten. Die Instruktion, die Barthélemy 1792 in die Schweiz mitnahm, anerkennt dieses Versäumnis als einen Schuldposten Frankreichs.

Die Orte mussten sich selbst helfen. Die Massnahmen hatten einigen Erfolg. Die Post fing manche Sendung auf, und die Ortsvorsteher lieferten die Pakete mit Verführungsschriften, die ihnen zugekommen waren, ab, ebenso einzelne Bürger. Aber im ganzen reichte die Abwehr nicht aus, weil die Obrigkeit nicht geübt war, gegen das Unwesen die nötige Schärfe anzuwenden. So verzerrte sich die Lage, dass ein Klub von Dunkelmännern, den die Schweizer in Paris mieden, der von den Franzosen kaum beachtet, nur geduldet, nicht unterstützt wurde, der sich zwischen Schulden und Grossmannssucht wand, der von der Eifersucht seiner Mitglieder zerrissen wurde, der unter den hohen Worten von der Begierde

nach Macht und Rache belebt wurde, den Obrigkeiten in der Schweiz die Lehre erteilte, dass sie einen unerreichbaren Gegner hatten. Der Klub kränkelte. Die Gleichgültigkeit von Paris nahm ihm den Atem; die Eitelkeit kam um die ersehnten Glanzrollen. Die Frauen brachen in die Sitzung ein, um die Gegner ihrer Männer mit Schmähreden zu überschütten, so dass sie sich vor ihnen durch die Überwachung der Türe sichern mussten. Als sich die Schlagworte erschöpften, hatten Castella und die andern nicht den Geist, die Leere auszufüllen. Das Protokoll verzeichnet am 3. August 1791 die letzte Sitzung; die Geheimberichte verstummten. Die Mitglieder hatten noch fürder Gelegenheit, üble Zeichen von sich zu geben.